Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 123. Bromberg, den 23. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

23. Kapitel.

Christine hatte gleich zu Beginn ihrer Tätigkeit im Hause Dobbs so viel Arbeit vorgefunden, daß sie gar nicht recht zum Nachdenken kam über die wunderliche Veränderung ihres Lebens. Miß Dobbs war gewöhnt, jede Minute zur Arbeit und jeden Angestellten bis zur äußersten Möglichkeit seiner Leistungsfähigkeit auszunützen. Um acht Uhr früh hatte sie gewöhnlich schon die Antwort auf alle eingegangenen Briefe diktiert, und von da ab ging es dann in ununterbrochener Arbeit weiter, bis sie selbst, meist als Letzte, die Geschäftsräume verließ. Besuche und Besprechungen von Farmern und Geschäftsleuten aller Art nahmen zumeist den Vormittag voll in Anspruch. Meist war Christine bei diesen Besprechungen mit anwesend, denn Miß Dobbs legte Wert auf ihre Beteiligung an allen Unterredungen wichtiger Art. Sie hatte die hingebende Pflichttreue und hohe Auffassungsgabe des jungen Mädchens in der Zeit ihres Zusammenarbeitens mehr und mehr kennen und schätzen gelernt und sich weder durch die schelen Blicke von Christinens Berufsgenossen und -genossinnen noch durch die spitzen Bemerkungen ihres alten Geschäftsführers Mister Godard darin beirren lassen.

„Zeigen Sie mir eine von den jungen und älteren Mädchen da draußen," — sie wies nach dem angrenzenden, großen Arbeitsraum — „Mr. Godard, die mir Miß Berthold nur einen Tag voll ersetzen könnte. Kennen Sie eine darunter? Hä! — Aha, Sie schweigen, weil Sie ebensogut wissen wie ich, daß die Winnipeger Mädchen wohl alle ausgezeichnete Schlittschuhläufer sind, sowie das Tobogganning aus dem ff verstehen, und für die ich bestenfalls die verrückte geizige Miß Guy bin, daß aber keine unter ihnen zu finden wäre, die einmal aus freien Stücken im Interesse der Firma Dobbs ihre eigenen nichtigen Liebhabereien hintansetzen würde, wie dies Miß Berthold zu jeder Zeit bereit ist."

Ein höhnisches Lachen kam über die dünnen Lippen des alten Herrn. „Aus Liebe zur Firma ganz gewiß nicht, Miß Dobbs. Sie denkt nur an sich — wie sie am schnellsten und sichersten hier festen Fuß fassen könnte. O, sie ist eine jener schlauen Deutschen, die . . ."

„Sehen Sie, eine schlaue Deutsche sagen Sie. Und deshalb habe ich sie auch genommen, und weil sie mehr als das ist, weil sie pflichttreu und gewissenhaft und von selten noblem Charakter ist, Mr. Godard, deshalb habe ich sie behalten und werde sie auch mit allen Mitteln so lange zu halten wissen, als es ihr und mir paßt." Dann trat sie vor den verbissen dreinschauenden Alten, und ihm auf die Schulter klopfend, sagte sie: „Und Ihnen, lieber Godard, gebe ich den guten Rat — verschütten Sie es nicht ganz mit dieser ‚schlauen Deutschen,' denn man kann nie wissen — — —" schloß sie mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Da nahm der Alte mit grimmiger Miene seine Papiere zusammen und sagte: „Ich werde mir Ihren guten Rat zu Herzen nehmen". Dann ging er schnell hinaus.

„Und vergessen Sie es auch nicht, lieber Godard," rief ihm Miß Dobbs boshaft hinterher. Was fiel dem Manne auf einmal ein, gegen ihre Wünsche und Absichten mit dem jungen Volk da draußen Ränke zu spinnen! Hatte er denn etwas zu klagen? War er nicht in ihren Diensten ein wohlhabender Mann geworden? Und nun ließ er sich durch den Neid auf Christinens Sonderstellung dazu verleiten, so töricht zu handeln und zu reden. Nun wußte er ja wohl ein für alle Mal Bescheid über Miß Bertholds Stellung hier im Hause, und sie wollte niemandem hier geraten haben, irgendwie daran zu rütteln. Sicher hatte Mister Godard in den vielen Jahren ihres Zusammenarbeitens allezeit seine Pflicht getan und ihre Interessen treu vertreten. Aber nie wäre er imstande gewesen, ohne ihre Entschlußkraft aus eigenem Ermessen ihr Geschäft, ihr Lebenswerk zu fördern und weiter auszubauen. Und doch hatte er im stillen mit dieser Möglichkeit gerechnet, wenn Miß Dobbs einmal geschäftsmüde würde. Das wußte sie aus so mancherlei Anspielungen von seiner Seite und hatte stets nur ein Lächeln dafür gehabt. Wer einmal ihr Werk fortsetzen sollte, mußte anderen Geistes sein als der eitle, gänzlich unschöpferische Mister Godard.

Auch Christine selbst war schon des öfteren mit kleinen gehässigen Sticheleien von den jungen Leuten und jungen Mädchen bedacht worden, wenn sie einmal vorübergehend mit ihnen im gleichen Raume zu tun hatte. Sie kümmerte sich jedoch wenig darum. Als die jungen Mädchen aber eines Tages ihr lautes und, wie es schien, sehr eifriges Gespräch bei ihrem Eintritt wie auf Befehl abbrachen, wurde sie doch stutzig, tat aber, als ginge sie dies nichts an. Diese stete Gelassenheit Christinens auch bei weiteren Bosheiten reizte das junge Volk zu immer neuen Äußerungen ihres Ärgers über diese deutsche Närrin, die Wichtigtuerin, die, wie sie erfahren hatten, sehr häufig noch nach Geschäftsschluß mit Miß Dobbs bis spät in den Abend hinein weiter arbeitete. Sie wollten ihr schon den Spaß verderben, hier neue Gepflogenheiten für die Angestellten einführen zu wollen. Und sie wurden in ihrem Ärger noch unterstützt und gehetzt von Mr. Godard, der mehr und mehr Christinens Aufstieg erkannte und kein anderes Mittel mehr sah, sie daran zu hindern, als daß er sämtliche Angestellte zu ihren Gegnern machte. Und eines Morgens erhoben sich bei Christinens Erscheinen wieder wie auf Verabredung alle Anwesenden von ihren Plätzen und verneigten sich stumm vor ihr bei ihrem Morgengruß. Etwas verwirrt verneigte sich auch Christine unwillkürlich ebenso feierlich, fühlte aber auch schon im nächsten Augenblick eine solche Erheiterung über den spaßigen Anblick der jungen Menschen, daß sie stehen blieb und zum ersten Male seit langer Zeit in ein lautes, lustiges Lachen ausbrach. Sie hatte ja lange schon gemerkt, daß diese jungen Kanadier für deutsche Begriffe unsäglich albern oder kindisch in ihren Späßen und Vergnügungen sein konnten. Und richtig kicherten auch alsbald ein paar junge Dinger, und schließlich stimmten alle voller Vergnügen in Christinens Lachen mit ein, beglückt über ihren eigenen Witz. Damit waren sie auch mit der Missetäterin ausgesöhnt, deren größter Fehler nicht ihre höheren Fähigkeiten und die dadurch erreichte Sonderstellung war, sondern daß sie stets ernst und für keinerlei Albernheiten zu haben war. Diese frischen, überaus vergnügungssüchtigen Kanadier aber hatten Christinens bisheriges Verhalten ihnen gegenüber als fast feindselig empfunden, da sie an keiner ihrer Belustigungen je teilgenommen hatte. Von diesem Tage an ließen sie Miß Berthold in Ruhe, denn sie hatten ihre Mitarbeiterin ja zum Lachen gezwungen.

So flogen für Christine die Tage, Wochen, Monate und bald Jahre dahin in steter Arbeit, nur das eine Ziel vor Augen: Vorwärts — aufwärts und nicht zurückschauen. Keine Erinnerung von einst wehte in ihr jetziges Leben mehr hinein. Jegliche Verbindung mit der Heimat war gelöst, und es hatte fast den Anschein, als habe das junge Mädchen in dem fremden Lande, unter fremden Menschen, eine neue

Heimat gefunden. Freunde und Verkehr hatte sie zwar so gut wie nicht, da Miß Dobbs mit der Zeit immer mehr Arbeit auf Christinens junge Schultern geladen hatte, so daß sie die wenige freie Zeit, die ihr noch verblieb, am liebsten für sich allein verbrachte. Sie hatte nun die Mittel, sich alle die Bücher und Zeitschriften aus Deutschland kommen zu lassen, die sie sich früher aus Geldmangel hatte versagen müssen, deren Besitz ihr nun so viele genußreiche Stunden brachte. Sie lebte dann im Geiste wieder völlig in Deutschland, in der Heimat, und las mit glühendem Herzen von der Schönheit und Größe ihres Vaterlandes, das sie erst hier in der Fremde mit tausendfältiger Liebe hatte schätzen gelernt, und nach dem sie sich in solchen Augenblicken inbrünstig sehnte. Doch für sie gab es noch keine Erfüllung dieser Sehnsucht, denn noch war ihr Ziel nicht im entferntesten erreicht. Aber daß sie auf dem besten Wege dazu war, es zu erreichen, das fühlte sie mit jedem neuen Tage, und das gab ihr die Kraft und die Lust, die Fülle der Arbeit zu bewältigen, die ihr oblag.

Eines Vormittags war sie von den Getreidespeichern zurückkommend bei Miß Dobbs eingetreten, als diese mit einem Besucher mitten im eifrigsten Gespräch war. Christine trug ein elegant gearbeitetes bastfarbenes Sommerkleid, das ihre dunklen Farben vorteilhaft hervorhob. Sie sah so frisch und hübsch aus, daß der blonde hünenhafte Mann sich mehrmals nach ihr umwandte und sich plötzlich schallend auf die Knie schlug: „Confounded, Miß! Wir kennen uns doch -- täuschte ich mich — hä — Miß Dobbs --?" wandte er sich wieder zögernd an die alte Dame. „Nein — jetzt hab' ich's! Ich sah Sie vor zwei oder drei Jahren in Hamburg bei Krüß u. Co. Sie selbst haben mir damals die Verträge ausgeschrieben. Stimmt's?"

Da wurde Christine rot bis unter die Haarwurzeln, was der blonde Riese entzückend fand, und sie sagte: „Ja, Mister Brown, das stimmt."

„Ja, aber nun sagen Sie mir nur um's Himmels willen, wie kommen Sie bloß von Hamburg nach Winnipeg? — Ausgerechnet nach Winnipeg!!" rief er im höchsten Grade belustigt über diese Geschmacksverirrung Christinens aus.

Das aber ließ Miß Dobbs' Heimatsdünkel nicht durchgehen, und sie erwiderte für Christine: „Es wird keiner gezwungen, nach Winnipeg zu kommen, mein Lieber. Und wem es hier nicht paßt, der kann draußen bleiben. Und schließlich ist Winnipeg ja noch immer kein Kalgarry!" schloß sie anzüglich ihre Rede.

„Aha, das geht auf mich!" lachte Brown zu Christine hinüber. „Da wohne ich nämlich manchmal — ja, denn meist bin ich ja unterwegs. In Europa war ich damals das erste Mal übrigens. Mein Freund Stoewing —" und zu Miß Dobbs gewandt, „Sie kennen doch auch Ernst Stoewing, Vancour? — wohnt jetzt in Hamburg; kurz und gut, er lud mich ein, ihn bei meiner Europareise dort zu besuchen. Er brachte mich auch mit Krüß zusammen mit noch einem Landsmann, erinnern Sie sich? — Na, und da sah ich die Miß. Nicht wahr, so ist's?"

Christine nickte nur, ganz verwirrt. Sie kam sich vor wie ein steckbrieflich gesuchter Verbrecher, dessen Fährte man nun gefunden.

„Aber nun möchte ich wirklich wissen, wie Sie bis hierher gekommen sind?" meinte er ganz naiv.

„Ach was — viel wissen macht Kopfweh, und alles wissen begräbt die Neugierde, und das wäre doch wirklich schade bei Ihnen," entgegnete wieder statt Christine die alte Dame. Sie fühlte, wie unangenehm dem jungen Mädchen jetzt dieses Fragen war, denn sie kannte deren Lebensgeschichte vom ersten bis zum heutigen Tage wie ihre eigene. „Aber damit Sie's wissen, Mister Brown, ich habe mir die junge Dame selbst hierhergeholt, zu meiner Entlastung. Sind Sie nun beruhigt?"

„O vollkommen, Miß Dobbs, vollkommen!" versicherte er treuherzig und nahm sich dabei vor, bei der nächsten Gelegenheit einmal bei Krüß anzufragen, was es mit diesem bildhübschen Mädel auf sich habe, daß es bis nach Winnipeg verschlagen werden mußte, um hier zu versauern. Dazu war sie doch wirklich zu schade. Sein Junggesellenherz wurde ordentlich warm bei dem Anblick dieser liebreizenden Sekretärin.

Als er sich dann bald darauf verabschiedete, schüttelte er auch Christine kräftig die Hand: „Und soll ich auch Hamburg und die Hamburger von Ihnen grüßen, wenn ich nächstens vielleicht mal wieder hinkomme?" fragte er in so herzgewinnender Weise, daß Christine ihre Beklommenheit schwinden fühlte und ihm zum ersten Male voll in das sympathische Gesicht blickte.

„Mister Brown, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich weder in Hamburg noch bei den Hamburgern überhaupt erwähnten," sagte sie darauf und fügte noch hinzu: „Es ist mir außerordentlich viel daran gelegen, daß niemand dort erfährt, wo ich bin. Den Grund hierfür kann ich Ihnen nicht sagen, aber Miß Dobbs weiß ihn und wird meine Bitte gewiß verstehen."

Die alte Dame nickte zustimmend. Da streckte ihr Mister Brown noch einmal die Hand hin: „Nun, wenn es weiter nichts ist," meinte er, „das will ich Ihnen gern versprechen. Jonny Brown kann auch schweigen, wenn's darauf ankommt." Damit ging er und zerbrach sich erst recht den Kopf, was da wohl dahinterstecken mochte. Etwas Schlimmes konnte es ja nicht sein, wenn Miß Dobbs darum wußte. Und so ein reizendes Mädel hatte er wirklich lange nicht gesehen. Da lohnte es ja, öfter mal bei der Firma Dobbs vorzusprechen, dachte er und fühlte etwas wie ein zärtliches Mitleid mit dem jungen Mädchen, das da aus irgendwelchen geheimnisvollen Notwendigkeiten bis hierher gelangt war.

Christine hatte sich nach seinem Weggehen nur mühsam wieder in ihre Arbeit finden können, so sehr zitterte die Erregung über diese Begegnung in ihr nach.

„Der wird nicht so leicht wieder locker lassen," hörte sie jetzt Miß Dobbs sagen.

„Wieso?" meinte sie erstaunt.

„Nun, das war doch eben die berühmte Liebe auf den ersten Blick, mein Kind. Er ist keine üble Partie!" Etwas lauernd sah Miß Dobbs nach der allmählich verstehenden Christine.

„Für mich?"

„I wo — für mich," gab Miß Dobbs trocken zur Antwort, und beide lachten vergnügt auf. Das Eintreten eines neuen Besuchers machte jetzt ihrem Gespräch ein Ende, und Christine dachte auch nicht weiter darüber nach, da ihre Arbeit ihr gar keine Zeit dazu ließ. Nur fühlte sie den ganzen Tag über ein leichtes Unbehagen, eine innerliche Verstimmung, über deren Ursache sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Erst am späten Abend, als sie allein war und über ein Buch hinweg ins Leere starrte, fiel ihr wieder die Unterhaltung mit Mr. Brown ein, und ihre Gedanken nahmen sogleich den Weg nach Hamburg, daran er sie erinnerte, bis sie den Kopf auf die Tischplatte sinken ließ und heiße Tränen ihren Augen entquollen. Heimweh, grenzenloses Heimweh und ein leidenschaftliches Verlangen nach dem verlorenen Geliebten überfiel sie hier in der Einsamkeit mit voller Wucht. Nichts hatte sie vergessen, trotz all der Jahre, die sie nun schon fern von der Heimat lebte, jeder Zärtlichkeit, jeden Blickes erinnerte sie sich und mußte sich wehen Herzens gestehen, daß dies für immer vorbei war, da sie selbst ihn doch aufgegeben. War es wirklich recht von ihr gewesen? Wirklich nötig? Ihr Blut schrie: nein! und alles in ihr bäumte sich dagegen auf, daß sie wegen der Mutter Untat ihr Lebensglück drangeben mußte. War denn diese alte Frau wirklich so verdammenswert, so fluchwürdig, daß selbst noch ihr Kind unter ihrer Schuld zusammenbrechen mußte!

Und plötzlich sah sie wieder das müde Gesicht mit dem wehen Ausdruck in den Augen, wie sie ihr beim Abschied noch einmal nachblickten. Vielleicht würde sie sie nie wieder im Leben sehen, denn die letzte Nachricht von dem Anstaltsdirektor lautete nicht allzu günstig in bezug auf ihren Gesundheitszustand. Und dann mußte sie sich sagen, daß sie nicht den leisesten Versuch gemacht hatte, in diesem armen irregeführten Menschen auch nur ein Fünkchen von Liebe zu erwecken. Denn die kleinen monatlichen Geldbeträge von der Tochter würden ihr wohl einige Vergünstigungen in ihrer Verköstigung bringen, aber das würde sie gewiß ebenso stumpf hinnehmen, als wenn es nicht geschähe, weil nicht die Güte des freudigen Gebens dahinterstand.

An diesem Abend ging Christine unzufrieden mit sich und aller Welt zur Ruhe und hatte auch alle Hoffnung aufgegeben, daß das Leben für sie auch noch Freuden in Bereitschaft hielte.

(Fortsetzung folgt.)

Johannisfeuer.

Skizze von Deez Anders.

Johannistag war heute! Sommersonnenwende!

Schon waren die dicken Eichenkloben zum flackernden Feuer geschichtet. Die Burschen und Mädchen lagerten um den Holzstoß, lachten und sangen, neckten sich und warteten auf die Johannisnacht.

Alle waren sie draußen auf dem „Berg", wie sie den kleinen Hügel am Ende des Dorfes nannten. Nur Hansing war daheimgeblieben! Hansing Doffen, der „Schaulliehrer", der „Humpeldei", wie die Jungens auf der Dorfstraße ihm nachriefen. Lehrer hatte er werden wollen, als der Vater noch lebte und Peter, der Älteste. Beide waren sie im Krieg geblieben; so mußte Hansing vom Seminar ins Dorf zurück und den Hof bestellen. Und ein „Humpeldei" war er. Seinem rechten Fuß fehlten ein paar Zehen, schon von Geburt an, darum zog er ihn ein wenig nach. Die Burschen mochten ihn nicht, den „Stadtfratz", das „Blaßgesicht", das an den Abenden, nach getaner Arbeit, lieber ein gutes Buch las, statt mit

ihnen Zerstreuung zu suchen. Wenn er auch seine paar Morgen Land und den Hof so akkurat wie kaum einer bestellte; er war kein rechter Bauer, und damit basta!

Hansing saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte in das leuchtende Abendrot, das die Waldwipfel umsäumte. Er hatte heute keinen Sinn für seine Bücher. Draußen waren seine Gedanken, draußen bei den andern.

Johannistag! Johannistag! Droben auf dem „Berg“ würde es hellauf lodern. Die Burschen würden mit ihren Mädchen durch die prasselnden Flammen springen, ein Paar nach dem andern. Und die bis heute noch nicht gewagt hatten, ihre Liebe zu gestehen, würden nunmehr die Herzallerliebste mit ihren großen, harten Händen packen und sie durch das Feuer tragen und sie dann abküssen.

Vielleicht kam auch jemand und nahm Johanna bei der Hand und . . . Hansing sprang auf. Schon hatte er die Mütze vom Nagel gerissen. Aber schlaff fiel er nieder auf den Stuhl zurück.

„Humpeldei!“ würden sie rufen, auch die Großen heute! Er würde ja noch nicht einmal allein durch das Feuer springen können, er, das „Blaßgesicht“, der „Schaulliehrer“.

Johanna Steffen wohnte im Nachbarhof. Schon als Kinder hatten sie zusammen gespielt. Als er in der Stadt war, schrieb er ihr Briefe, dumme, verliebte Briefe. Nie bekam er Antwort darauf. Aber in den Ferien sagte sie ihm dann alles mündlich und antwortete auf seine vielen, vielen Fragen. Bis der alte Steffen dahinter kam und seiner Hanne die „Poussiererei mit dem Stadtfratz“ verbot. Das wurde auch nicht anders, als Hansing den Hof übernahm. — „Ich will keinen Gelehrten in der Familie haben. Verstehst du mich?“ donnerte der Alte. Er hatte es auf den Jochen vom Niederhof abgesehen. Das war ein Bauer nach seinem Sinn, und Jochen zeigte sich auch nicht abgeneigt, die hübsche Hanne zu heiraten. Vorläufig aber hielt sie noch stand, so sehr auch der Alte wetterte — — —

Die Nacht war schon über den Wald gekrochen. Hansing saß noch immer am Fenster und brütete vor sich hin. An Johanna dachte er, und was wohl aus ihnen werden würde. Droben auf dem „Berg“ lachten und sangen sie nicht mehr. Die letzten Scheite hatte ein Regen verlöscht. Die Burschen und Mädchen waren ins Wirtshaus gezogen, wo die Alten schon am Biertisch saßen und den kleinen Saal im Oberstock blau geraucht hatten. Ein paar Musikanten spielten zum Tanz auf. Die Burschen drehten ihre Mädchen im lustigen Takt, und die Alten schmunzelten dazu und lachten und tranken. Auch drunten am Ausschank standen sie dicht gedrängt; besonders der alte Steffen und Jochen vom Niederhof waren dabei.

Draußen brauste Gewittersturm. Der Regen klatschte gegen die Fenster. Der Donner grollte. Zuweilen überhellte fernes Wetterleuchten die trübe Petroleumlampe in der Wirtsstube. Die Tanzenden und Lachenden hörten es nicht, wie das Unwetter näher und näher zog. Der Teufel schien in die sonst so wortkargen Bauern gefahren zu sein.

„Na, und nu Prost, Jochen! Auf die . . . die . . . die Kindtauf!“ schrie der alte Steffen. Jochen trank ihm zu und wieherte vor Lachen.

„An mir soll es nicht liegen! Wenn ich sie nur erst hätte!“ gab er zurück und prostete dem Alten wieder zu. Etwas bedenklich schien ihm die Sache jedenfalls noch; hatte der Alte seine Hanne doch nicht einmal zum Johannisfeuer auf den Berg zwingen können.

„Eingeschlossen habe ich sie! Dieser Querkopf!“ triumphierte er. „Ich werd sie lehren, mir zu trotzen. Ich zwing sie doch, so wahr ich . . .“

Steffen setzte den Krug hart auf den Tisch. Ein gewaltiger Donnerschlag hatte ihm die Rede verschlagen. Einen Augenblick war es totenstill in der Wirtsstube. Verwirrt sahen sich die Bauern an. Erst allmählich fanden sie wieder Mut zum Sprechen. Auch die im Oberstock Tanzenden waren erschreckt auseinandergefahren und drängten sich jetzt in die Wirtsstube. Man redete hin und her, einige Frauen suchten ihre Tücher und redeten auf ihre Männer ein, daß sie sich nach Hause scherten; doch schon lachten die meisten wieder.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Die der Tür zunächst Stehenden wichen zurück, als wäre der Leibhaftige erschienen.

Tim Karge stand auf der Schwelle, ein etwas geistesschwacher Besitzersohn, den sie zu Hause gelassen hatten. Nur mit einem Hemd war er bekleidet. Fest krampfte er die Hände gegen die Brust, die keuchend auf und nieder wogte; wirr hing ihm das Haar in die Stirn, auf der glänzender Schweiß stand.

„Feuer! Es brennt . . .“ schrie er heiser, dann stürzte er zu Boden. — — —

Als Hansing, der daheim gebliebene „Schaulliehrer“, erwachte, glaubte er noch immer zu träumen, von der Johannisnacht und seiner Johanna, die er jauchzend durch die auflodernden Flammen getragen hatte. Erst nach Sekunden kam ihm mit jähem Schreck zum Bewußtsein, daß ein gewaltiges Feuer seine Stube taghell erleuchtete. Schnell zog er sich notdürftig an und stürzte auf die Straße.

Der Nachbarhof brannte, Steffens Haus! Erstaunt blickte er auf die Umstehenden.

„Seid Ihr denn verrückt geworden!“ schrie er.

Jammernd und wehklagend standen sie da und starrten in die Flammen, die, vom Sturm getrieben, jetzt schon den Dachstuhl gierig fraßen. Untätig standen die Menschen da. Nur ein paar Männer und Frauen schleppten Wasser in Eimern herbei und gossen es in die Flammen; ohne Sinn, ohne Erfolg. Kopflos waren sie alle. Niemand war auf den Gedanken gekommen, die Spritze zu holen.

Der alte Steffen, der nur mühsam vom Wirtshaus bis zu seinem Hof getorkelt war, lag auf der Erde und jammerte und heulte. Seine Arme umklammerten die Beine Jochens.

„Stellt doch die Eimer hin!“ rief jemand. „Das Vieh muß aus den Ställen!“

„Das Vieh, das Vieh!“ brüllte Steffen, der diese Anordnung gehört hatte. „Laßt es doch schmoren! Aber Hanne, mein Kind, mein Kind . . .“

Hansing zuckte zusammen. Fragend schweifte sein Blick über die Mädchen.

Johanna war in dem brennenden Hause? Seine Johanna? Kaum hatte der „Schaulliehrer“ die Tragweite dieser plötzlichen Erkenntnis erfaßt, als er auch schon mutig in das brennende Haus stürzte. — — —

— — Wiederum Johannistag! Die Glocken läuten von der kleinen Dorfkirche her. Der „Schaulliehrer“ macht Hochzeit heute. Das ganze Dorf ist dabei, alle freuen sich über das Paar, niemand spottet „Humpeldei“ oder „Blaßgesicht“ oder „Stadtfratz“. Einen gewaltigen Respekt haben sie vor dem „Schaulliehrer“ bekommen, der vor Jahresfrist seine Hanne mit dem Einsatz seines Lebens aus den zusammenschlagenden Flammen gerettet hatte.

Drei Küsse der Bettina von Arnim.

Historische Skizze von Anna Schwabacher-Bleichröder.

Sollte ja einmal Bettinens Name als Dichterin vergessen werden, so klingt der als Goethefreundin fort und fort. Nicht nur ihr Reichtum an Geist gewann ihr das Olympiers Zuneigung, sondern, was ihn, den bedeutend Älteren und in der Schule des Lebens zu höchster menschlicher Vollendung Gereiften, über ihre oft grelle Phantasterei hinwegsehen ließ, das war, daß er in ihr die ausführende Kraft eines ewig schönen Wortes spürte: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. — Bettina war die Gattin Achim von Arnims und die Schwester Clemens Brentanos, eine Tochter der Goethefreundin Maximiliane, eine Enkelin der Wielandfreundin Sophie von Laroche und ein Schützling der Frau Rat Goethe.

Diese kleine Erzählung von den drei Küssen der Bettina gehört in das ihr eigene Gebiet der Romantik. Dort erblühte Rosen sind es, den Hauch edlen Menschentums ausströmend.

Die Geschichte des ersten Kusses hat einen derbkomischen Einschlag und beweist die „Schlagfertigkeit“ der kleinen Bettina. Früh Waise geworden, wohnte sie, ungefähr seit ihrem achten Lebensjahre, meistens im Hause ihrer Großmutter, der bereits erwähnten Sophie von Laroche, in Offenbach. Bei der geistvollen Schriftstellerin gingen viele berühmte Männer und Frauen ein und aus. Das wußte die Kleine, und mit Vorliebe spielte sie daher im Hause die Rolle des Pförtners. Eines Tages klingelt es wieder einmal, und in neugieriger Eile öffnet das Mägdelein die Tür. Mit feierlicher Würde tritt ein schwarzgekleideter Herr über die Schwelle, beugt sich zu der kleinen Kastellanin herab und küßt sie zum Dank für ihren Dienst. Empört versetzt ihm Bettina, sehr impulsiv veranlagt, eine kräftige Ohrfeige. Dann aber, in sein liebes, freundliches Antlitz blickend, das selbst in diesem Augenblick der Betroffenheit noch einen grundgütigen Ausdruck trägt, bereut sie ihr Tun heftig. Wortlos vor Schmerz, den sie sofort danach empfindet, nimmt sie des Fremden Hand und führt ihn zur Großmutter. Dort erfährt die kleine Missetäterin, welche die Geisteshelden ihrer Zeit schon gut im Kopfe hat, daß der von ihr so derb Gezüchtigte kein Geringerer ist als Herder, der Briefe und Grüße aus Weimar von Goethe und Wieland bringt. Nun bemüht sich die Kleine unaufhörlich, ihre Heftigkeit wieder gut zu machen. Aber der Dichter, damals schon Hofprediger zu Weimar, legt ihr gütig die Hand auf den Scheitel und sagt, halb zu Bettina, halb zur Großmutter Laroche gewandt: „Diese da scheint sehr selbständig. Wenn Gott ihr diese Gabe als eine Waffe für ihr Glück zugeteilt hat, so möge sie sich ihrer ungefährdet bedienen, so daß alle sich ihrem kühnen Willen fügen und niemand ihren Sinn zu brechen gedenke.“ — Mit beruhigtem Gewissen nimmt Bettina dankbar diese gütigen Worte entgegen. Als man später den lieben Gast in den Garten führt, da gibt sie, die

leidenschaftliche Blumenfreundin, dem neuerworbenen, väterlichen Gönner ihre liebsten Florakinder.

In eine weniger idyllische Umgebung führt uns die Geschichte des zweiten Kusses. Wilder, dröhnender Kampf tobt in und um Frankfurt. Als es Abend wird und das Getümmel sich entfernt, öffnet die kleine Bettina vorsichtig einen Fensterladen nach der Straße. Entsetzt prallt sie zurück. Ein Feind, ein junger Franzose, blutüberströmt, halb ohnmächtig, hebt um Schutz flehend seine Hände empor zu dem Kinderantlitz. Bettina hilft dem Verwundeten rasch ins Zimmer. Kaum ist dies geschehen, als ein kaiserlicher Reiter an das offene Fenster heransprengt und Wasser zum Trinken fordert. Das Dämmerlicht verbirgt den Franzosen vor den Augen des Reiters. Dieser trinkt und reitet fort. Bettina kann sich nun ihrem Samariterwerk weiter widmen. Vorsichtig — niemand im Hause darf etwas ahnen — schmuggelt sie ihren Schützling zur Hintertür hinaus über den dunklen Hof in den Holzstall. Hier wäscht und verbindet sie seine Wunden, speist und tränkt ihn und verspricht dem Neugestärkten, ihm nachts alles zur Flucht Erforderliche zu bringen. Und sie hält Wort. Von der schlafenden Großmutter hinweg eilt sie nachts an einen Kleiderschrank im Flur und entnimmt ihm einen Anzug vom verstorbenen Großvater. Dann holt sie ein ledernes Sofakissen, das ihr als Sparkasse dient. So betritt sie den Hof. Und während der Franzose sich umzieht, kniet ein hochherziges Menschenkind Wache haltend vor dem Stall und trennt rasch ihr Erspartes aus dem Kissen heraus. Sie drückt es dem Fremden in die Hand, geleitet ihn zur Pforte, zeigt ihm den nahen Main, wo ein Nachen liegt, hilft ihm über den Zaun und wünscht ihm glückliche Heimkehr zu seinen Eltern. Der bisher Wortlose stammelt schluchzend: „Mein Vater und meine Mutter werden für Sie beten.“ Zum Abschied küßt ihn Bettina auf die verbundene Stirn.

Auch der dritte Kuß wurde aus einem mitfühlenden Herzen gegeben und ließ den, der ihn empfing — es war ein Blinder — für einen Augenblick seine ewige Finsternis vergessen: Einen Emigranten, den Herzog von Arenberg, hatte das Geschick getroffen, als junger Mann von zwanzig Jahren beide Augen bei der Jagd durch einen Fehlschuß seines besten Freundes zu verlieren. Er verkehrte viel im Hause der Frau von Laroche und trug sein Unglück mit bewundernswerter Ergebenheit. Bettina weihte ihm bald ihr Kinderherz, und sie war oft seine Führerin von Frankfurt nach Offenbach. Dennoch widerstrebte sie ihm, als er sie eines Tages aus Dankbarkeit küssen wollte. Er drang nicht weiter in Bettina. Daheim angelangt, berichtete sie ihrer Großmutter das Begebnis. Da sprach die alte Dame mit leisem Vorwurf zu ihr: „Mein Kind! Ein blinder Mann — ein armer Mann.“ Blinde sind oft hellhörig und ahnungsvoll. Auf dem Heimweg fragte der Herzog seine kleine Führerin, ob sie der Großmutter gebeichtet und was sie gesagt habe. Zögernd wiederholte Bettina ihm deren Ausspruch. Da zerbrach des Blinden sonst so mühsam festgehaltene Fassung. Jammernd rief er wieder und wieder: „Sie hat wohl recht. Ein blinder Mann — ein armer Mann!“

Tiefen Erbarmens voll, küßte ihn Bettina auf seine beiden erloschenen Augen.

Bunte Chronik

*** Technik in Arabien.** Langsam aber stetig beginnt die Technik das Wunderland Arabien aus dem Dornröschenschlaf aufzurütteln, den es Jahrhunderte lang schlummerte. Der Hauch westlicher Zivilisation ist der Zauberstab, der die schlummernden Sultane erweckte, und ein ehrgeiziger und unternehmender Fürst, der Wahabitenkönig Ibn Saud, wird dafür sorgen, daß es wach bleibt. Schon hat der König zwischen den Hauptstädten er Riad, Hail, Mekka und Medina einen Funkdienst eingerichtet und in diesen Tagen seine beiden Reiche, Nedjd und Hedschas, durch einen Funkspruch verbunden. Kraftwagen verkehren im Hedschas zwischen Mekka und der Küste des Roten Meeres sowie im Nedjd zwischen er Riad und dem Persischen Golf. Die Technik ist es, die Arabien langsam aber sicher dem Verständnis für westliche Zivilisation entgegenführt; nur eine Grenze ist ihr gesetzt: die finanzielle Lage des Landes. Arabien wird vielleicht immer ein armes Land bleiben, aber die Bodenschätze, die es bietet, wird der Wahabitenfürst sicher ausbeuten. Wahrscheinlich wird sogar sein Reich sich westlichen Einflüssen schneller erschließen als Yemen, die „Arabia felix“, ein Land, nach dem es den Europäer mehr zieht als nach Mittelarabien, in dem es aber trotz eifriger Werbung nicht recht vorwärts geht. Jedenfalls hat die Technik in Arabien während des letzten Jahrzehnts größere Fortschritte gemacht als früher in einem Jahrhundert.

*

*** Staatlicher Austausch von Kunstschätzen.** Die Anstalt für geistiges Zusammenwirken in Paris ist ein Sprößling des Völkerbundes und bezweckt, die Kunstsammlungen Europas zu einem zeitweiligen Austausch ihrer Schätze zu veranlassen. Ein solcher Austausch von Ölgemälden hat zwischen Paris und Amsterdam schon begonnen und wird wahrscheinlich noch erweitert werden. In der gleichen Richtung bewegt sich die internationale Ausstellung von Stichen, die jetzt in Paris, Rom und Madrid gleichzeitig stattfindet. Die staatlichen Kunstsammlungen der drei Länder sind zurzeit die einzigen, welche Abdrucke ihrer Kupferplatten veranstalten und verkaufen. Die Kupferdruckerei des Louvre reicht in die Zeit Ludwigs XIV. zurück. Im 18. Jahrhundert beauftragte Papst Clemens XIII. Piranesi, die Schönheiten Roms in Kupfer zu stechen. Die jetzigen gleichzeitigen Ausstellungen werden nicht nur einige der schönsten Erzeugnisse dieser Kunst bringen, sonder auch zeigen, welcher Nutzen der Volksbildung aus dem billigen Verkauf solcher Kunstwerke erwächst.

Rätsel-Ecke

Besuchskarten-Rätsel.

Wieviel Kinder und mit welchen Namen hat

Alfred Ritter-Larut
Kurinspektor
Franzensbad.

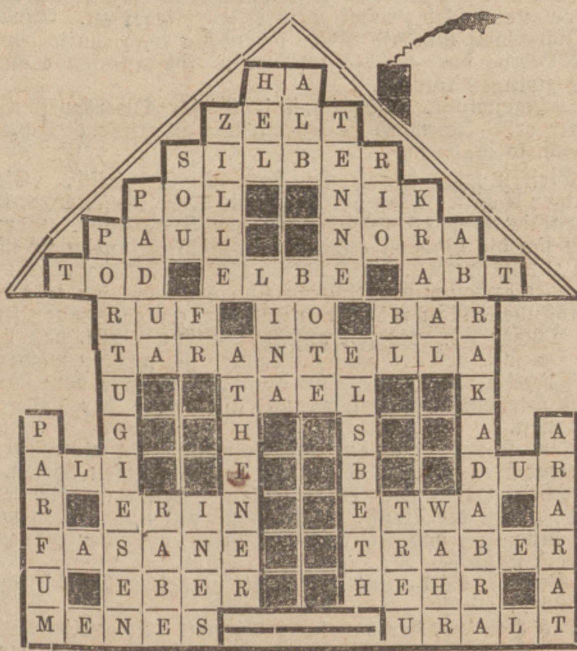
Auf der Reise erhielten wir von einem Herrn, mit dem wir bekannt wurden, obige Karte. Als wir ihn später fragten, ob er Kinder habe und wieviel, meinte er: „Ich habe 8 Kinder: 6 Knaben und 2 Mädchen. Und zwar habe ich sie so taufen lassen, daß die Rufnamen meiner acht Kinder hinsichtlich der Buchstaben in bunter Mischung im Text meiner Karte enthalten sind. Die Namenanfänge der Knaben-Namen sind: E, F, F, K, K, P, die den Mädchen-Namen dagegen B und R. Nun raten Sie selbst!“

Ja — wer kann raten?

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 12[illegible].

Kreuzwort-Rätsel:



Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.